



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

Selbstkonzepte junger Erwachsener: Der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit als Bestandteil neoliberaler Gouvemementalität

Schwiter, Karin

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-74378>

Book Section

Accepted Version

Originally published at:

Schwiter, Karin (2013). Selbstkonzepte junger Erwachsener: Der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit als Bestandteil neoliberaler Gouvemementalität. In: Grisard, Dominique; Jäger, Ulle; König, Tomke. Verschieden Sein: Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 229-239.

Karin Schwiter

Selbstkonzepte junger Erwachsener: Der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit als Bestandteil neoliberaler Gouvernamentalität

1. Gleich- und Verschiedenheit denken

»Jede Person ist anders. Da kannst du nie von dir auf andere schließen [...], das ist von Fall zu Fall verschieden«, konstatiert eine junge Erwachsene im Laufe unseres Gesprächs über ihre Zukunftspläne. Ihre Aussage ist charakteristisch für jene jungen Frauen und Männer Mitte zwanzig, die ich im Rahmen meines Dissertationsprojekts zu ihren Lebensentwürfen interviewt habe (vgl. Schwiter 2011). Meine Gesprächspartner_innen heben in ihren Erzählungen wiederholt hervor, dass sie sich in ihren Eigenschaften, Bedürfnissen und Präferenzen von anderen Menschen unterscheiden und in diesem Sinne einzigartig sind. Ich möchte diesen Aspekt des Selbstkonzeptes der befragten jungen Erwachsenen im Folgenden genauer betrachten. Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesem Selbstkonzept für Geschlecht und Geschlechterdifferenzen? Führt es zu einer Gleichberechtigung in der Differenz?

Ich verwende den Begriff ›Selbstkonzept‹ dabei in Anlehnung an Andrea Maihofers Verständnis des Individuums als gesellschaftlich hervorgebrachtes Subjekt, welches ein ganz spezifisches Verhältnis zu sich selbst errichtet (Maihofer 1995: 133). Mit dem Terminus ›Selbstkonzept‹ bezeichne ich demnach eine historisch spezifische Art und Weise des Individuums, sich selbst als Objekt der Betrachtung wahrzunehmen (Maihofer 1995: 129). Das Individuum steht dabei nicht außerhalb der diskursiv hergestellten Wirklichkeit, sondern ist selbst Produkt veränderbarer diskursiver Formationen (Hall 2001: 80). Wie sich Individuen selbst verstehen, verändert sich folglich über die Zeit hinweg.

Das moderne Subjekt muss nach Maihofer als immer schon vergeschlechtlicht verstanden werden. Es entwickelt ein Verhältnis zu sich selbst als Mann oder als Frau (Maihofer 1995: 109). Geschlecht versteht Maihofer dabei nicht als ahistorisch gegeben, sondern als eine nicht essentialistische, sozial erworbene, geschlechtsspezifisch unterschiedliche Existenzweise (108). Insofern *sind* Männer und Frauen *gewordene* Männer und Frauen. Mit dieser theoretischen Konzeption von Geschlecht als Existenzweise betont sie nicht nur den Prozess, in dem Menschen ein Verhältnis zu sich selbst als Mann oder als Frau entwickeln, sondern beschreibt Geschlecht als eine »materielle Existenz«. Geschlecht bleibt den Individuen nicht äußerlich, sondern besitzt eine historisch entstandene Konsistenz, es ist »gelebte körperliche und seelische Materialität« (84).

In ihrem Aufsatz »Geschlechterdifferenz – eine obsoletere Kategorie?« setzt sich Maihofer kritisch mit der Fokussierung der westdeutschen Frauenbewegung auf die Gleichheit der Geschlechter auseinander. Unter Rückgriff auf eine Formulierung von Adorno plädiert sie demgegenüber für eine Gesellschaft, in der Menschen »ohne Angst verschieden sein« können (Adorno 1969: 131; zitiert in Maihofer 2001: 55). Sie argumentiert, Gleichberechtigung dürfe nicht eine Angleichung (von Frauen an Männer und umgekehrt) voraussetzen. Wirkliche Gleichberechtigung entstehe erst dann, wenn Individuen in ihrer Verschiedenheit als Gleichberechtigte anerkannt werden (Maihofer 2001: 72).

Mit Blick auf meine Interviewpartner_innen stellt sich die Frage, wie junge Erwachsene heute Gleich- und Verschiedenheit sowie insbesondere Geschlechterdifferenz denken. Beinhaltet die Betonung der individuellen Einzigartigkeit, die in ihren Erzählungen prominent im Zentrum steht, jene Anerkennung von Differenz, welche Andrea Maihofer (2001: 55) als gesellschaftliche Utopie formuliert? Und welche Konsequenzen hat dieses Selbstkonzept für die Geschlechterverhältnisse?

2. Erzählte Lebensentwürfe: Der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit

Die 24 jungen Erwachsenen, auf deren Erzählungen die folgenden Überlegungen basieren, wohnen in der deutschsprachigen Schweiz, sind zwischen 24 und 26 Jahre alt und (noch) kinderlos. Abgesehen von diesen Gemeinsamkeiten unterscheiden sie sich in vielerlei Hinsicht: Sie haben längere oder kürzere Bildungswege, verschiedene Berufe, Migrationshintergrund oder nicht, unterschiedliche Begehrensweisen, stammen teils aus städtischen, teils aus ländlichen Kontexten, leben in einer Partnerschaft oder als Singles. Trotz dieser unterschiedlichen Hintergründe der Befragten bin ich in meiner Analyse der Erzählungen auf einen zentralen Diskurs gestoßen, der sich quer durch die Interviews an vielen Stellen in den Narrationen wiederfinden lässt: die Idee der individuellen Einzigartigkeit. Die jungen Erwachsenen betonen die Verschiedenheit der Menschen. »Jede Person ist anders«, argumentieren sie. Jeder Mensch hat seine eigenen Fähigkeiten, Interessen und Bedürfnisse. Und aus diesem Selbstverständnis heraus folgern die jungen Erwachsenen, dass jede Person auch ihren ganz eigenen Lebensweg suchen muss. Das eigene Leben zu planen, bildet damit aus ihrer Sicht eine Anforderung, die sich allen Individuen stellt (vgl. hierzu auch Keddi 2003: 59ff.).

Ein zentrales Thema, bei welchem diese Anforderung zum Tragen kommt, ist die Berufswahl. Es gilt aus Sicht der jungen Erwachsenen herauszufinden, welche Tätigkeit zu ihnen »passt«. Eine Person formuliert: »Ich kann mich nicht in einem Büro einschließen [...], ich bin

einfach ein freier Mensch, ich muss draußen sein«. Andere betonen, sie bräuchten den Kontakt zu anderen Leuten, ein privatwirtschaftliches Umfeld oder ein Endprodukt ihrer Arbeit, das man anfassen könne. Dabei finden sich vielfältige Formulierungen, die dieses Zusammenpassen von individuellen Bedürfnissen und beruflicher Tätigkeit beschreiben: »Da bin ich fehl am Platz«, »das wäre einfach nicht mein Ding«, »das bin nicht ich«, »das ist weniger etwas für mich« oder »doch, das passt eigentlich auch zu mir«, »es ist wirklich das, was ich brauche«. Unabhängig davon, ob die gewählte Ausbildung als Betriebspraktiker_in oder Friseur_in, als Psychologiestudent_in oder Informatiker_in geschlechtstypisch oder -untypisch ist, gilt es als primäres Kriterium, dass der Beruf zur Person passt. Nicht jede_r könnte dazu ausgebildet werden, eine bestimmte Tätigkeit auszuführen: »weil jeder Mensch hat ein Talent, [...] und kann mit etwas besser umgehen als ein anderer Mensch«, wie eine Befragte diese Verschiedenheit zusammenfasst. Dabei grenzen sich die jungen Erwachsenen teilweise ganz explizit von ihren Altersgenoss_innen ab. Ein Sozialarbeiter betont beispielsweise, im Gegensatz zu seinen Kolleg_innen sehe er seinen Beruf nicht als Berufung, sondern schlicht und einfach als einen Job, mit dem man Geld verdiene.

Ein zweites Thema, bei dem die Vorstellung des Andersseins deutlich sichtbar wird, ist die antizipierte Organisation einer zukünftigen Familie. Den jungen Erwachsenen zufolge gibt es keine vorgegebenen Arbeitsteilungsmodelle mehr, sondern es wird vielmehr als Aufgabe jedes einzelnen Paares verstanden, ein eigenes Modell zu entwickeln, das zu ihren ganz individuellen Bedürfnissen passt. Die Befragten argumentieren: »Man muss immer in der Situation das Optimum finden. Ich kann da keine Lösung präsentieren«, »das muss jeder für sich selber entscheiden« und »es ist am Schluss eine persönliche Einstellung von jedem und es muss jeder selber wissen, was aus seiner Situation das Richtige ist«. Wie die Arbeit in der zukünftigen Familie aufgeteilt werden soll – so die Logik der jungen Erwachsenen – hängt in allererster Linie von den individuellen Lebenssituationen, Bedürfnissen und Präferenzen der beteiligten Personen ab. Und da sich diese ihrer Ansicht nach von Paar zu Paar unterscheiden, soll sich jede Familie so organisieren können, wie es ihr entspricht.

Unabhängig davon, ob es um berufliche, familiäre oder sonstige Zukunftspläne geht, verstehen sich die jungen Erwachsenen folglich stets als individuell verschieden. Sie verorten sich nicht als Teile einer Gruppe, die sich durch bestimmte Gemeinsamkeiten auszeichnet, sei es eines Geschlechts, eines Bildungsmilieus, einer Generation oder einer Kultur, sondern als Individuen mit einem ganz spezifischen Set an Ausprägungen, das sie von anderen unterscheidet. Was einer Person »liegt«, »entspricht«, »gefällt« und für sie »stimmt« oder »passt«, muss nicht für andere gelten. Die Befragten verstehen ihre Bedürfnisse denn auch

nicht als typisch für sie als Frauen oder Männer, als Mitte-Zwanziger, als Studierende, Arbeitnehmende, als Schweizer_innen oder Migrierte, sondern nur für sie als Einzelpersonen. So räumt ein Befragter seiner Berufskarriere erste Priorität ein, nicht etwa weil er ein Mann, sondern weil ihm ganz persönlich beruflicher Erfolg wichtig sei. Demgegenüber will eine Interviewte keine Karriere machen, nicht weil sie eine Frau, sondern weil sie einfach nicht der Typ dafür sei. Diese individualisierte Argumentationslogik findet sich sowohl in Fällen, wo die Präferenzen traditionell-bürgerlichen Geschlechternormen entsprechen, als auch dort, wo sie von diesen abweichen. So argumentiert ein Gesprächspartner beispielsweise: »Ich für mich persönlich, ich brauche unbedingt noch einen Ausgleich. Weil ich habe verschiedene Interessen. Ich habe so viele verschiedene Interessen, dass ich sie nie im Beruf werde unter einen Hut bringen können, sodass ich eher Teilzeit arbeiten werde.«

Abgesehen von der ersten Zeit nach der Geburt eines Kindes, in der die Befragten die leibliche Mutter (meist mit Verweis auf das Stillen) als Hauptzuständige für die Kinderbetreuung sehen, wird auch die antizipierte Organisation der Familie kaum je mit Geschlecht legitimiert. Im Gegenteil: Es wird wiederholt betont, dass grundsätzlich ganz verschiedene Arbeitsteilungsmodelle in Frage kämen und sich die Befragten beispielsweise durchaus auch das Modell ›Hausmann‹ vorstellen könnten.¹ Es geht in ihrer Darstellung möglicher Zukunftspläne also nicht darum, wofür Frauen und Männer als Mütter und Väter aufgrund ihres Geschlechts angeblich geeigneter oder weniger geeignet sind oder was sie im normativen Sinne tun sollen, sondern was für ihre eigene Familie am ehesten adäquat sein könnte.

Ein genauer Blick auf die Familienorganisation, die als individuell passend antizipiert wird, bringt jedoch zum Vorschein, dass den jungen Erwachsenen trotz der betonten Offenheit für verschiedene Familienmodelle das Modell der traditionell-bürgerlichen Arbeitsteilung nach wie vor als Referenzfolie und Ausgangspunkt für ihre Überlegungen dient. So sind die Argumentationen typischerweise so aufgebaut, dass bei den Vätern der Erwerbsarbeit erste Priorität zugeschrieben wird, während bei den Müttern die Bedürfnisse der Kinder ihre Erwerbsmöglichkeiten definieren. Aus Sicht der Befragten gilt es also auszuhandeln, wie viel ein Vater die Erwerbsarbeit allenfalls reduzieren könnte, um Zeit für die Familienarbeit zu schaffen, und in welchem Umfang eine Mutter neben der Familienarbeit erwerbstätig sein kann. Das antizipierte Resultat dieses Aushandlungsprozesses weicht dann je nach Erzählperson stärker oder weniger stark von der Referenzfolie des Ernährer-Hausfrau-Modells ab.²

Unabhängig davon, in welchem Ausmaß sich die Befragten in ihren antizipierten Familienmodellen von einer traditionell-bürgerlichen Arbeitsteilung abgrenzen, ist für meine Frage nach den Vorstellungen junger Erwachsener von Geschlechterdifferenz entscheidend, dass diese Zuweisungen von Zuständigkeiten stets ohne Verweis auf Geschlecht legitimiert und ausschließlich auf individuelle Persönlichkeitsmerkmale zurückgeführt werden. Eine Interviewpartnerin erzählt beispielsweise, ihr Partner sage immer, er werde Hausmann, aber sie habe das Gefühl, »es wäre nichts für ihn«. Eine andere argumentiert: »Ich könnte mir auch vorstellen – weil ich verdiene viel besser als mein Partner –, dass wir es zum Beispiel auch so machen könnten, dass ich vielleicht mal ein Jahr hundert Prozent arbeite und er vielleicht mal ganz daheim bleibt. Und das hat er kürzlich auch gesagt, das könnte er sich eigentlich auch noch vorstellen.« Sie fügt dann jedoch an, dass sie wahrscheinlich doch Mühe hätte mit diesem Arrangement, denn es sei ihr persönlich sehr wichtig, keine Entwicklungsschritte ihres Kindes zu verpassen. Und in Abgrenzung vom Ernährer-Hausfrau-Modell formuliert ein Mann: »Ein 50-Prozent-Job und die restlichen 50 Prozent dieses Kind großziehen, das wäre ein Traum.« In allen drei Beispielen werden nicht Geschlecht, sondern die persönlichen Eigenschaften oder Präferenzen der jeweiligen Personen herangezogen, um die antizipierte Arbeitsteilung zu begründen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass kaum je auf Geschlecht rekurriert wird, um den eigenen Lebensentwurf zu erläutern. Das heißt mit anderen Worten: Geschlechterdifferenz wird von den jungen Erwachsenen nicht relevant gemacht.³ Äußerst prominent erscheint in den Interviews demgegenüber der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit der Menschen. Die jungen Erwachsenen reklamieren das Recht auf einen eigenen Lebensweg. Jeder und jede versteht sich als selbstverständlich »anders« und will deshalb genau so leben können, wie es für ihn oder sie stimmt.⁴

3. Anerkennung des Verschiedenseins?

Was bedeutet dies nun im Hinblick auf die Ausgangsfrage dieses Beitrags? Zeugen dieses individualisierte Selbstverständnis und die Betonung der Wahlfreiheit von jener Anerkennung der Differenz, welche Andrea Maihofer (2001: 55) als gesellschaftliche Utopie formuliert? Tatsächlich lässt sich der Diskurs der individuellen Einzigartigkeit der Menschen als Bedeutungsverlust jener vergeschlechtlichten bürgerlichen Normalitätsvorstellungen lesen, welche Maihofer in ihrer Jugendzeit als so beengend erlebte (2001: 55). Sie erzählt, wie sie sich immer wieder dazu gedrängt fühlte, Aspekte ihrer selbst zu verleugnen und zu verbergen, die nicht den geltenden Normen entsprachen. »Man selbst«, »sein eigener Entwurf« sein zu

dürfen«, den eigenen Lebensentwurf zu verfolgen und alternative Lebensweisen auszuprobieren, war nicht selbstverständlich, sondern musste erkämpft werden (Maihofer 2001: 55). Das Anderssein – sei es aufgrund des Begehrens, einer Behinderung oder einfach in Abweichung von den geltenden (Geschlechter-)Normen – provozierte Ausgrenzung. In den Erzählungen der jungen Erwachsenen erscheint die Abgrenzung von Anderen und das Anderssein demgegenüber als Selbstverständlichkeit. In diesem Selbstkonzept steckt tatsächlich das Potenzial, Grenzziehungen zwischen den Geschlechtern (weiter) aufzulösen und geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Normen (grundlegend) infrage zu stellen. Wird beispielsweise die Arbeitsteilung in einer Partnerschaft nicht mehr mit Verweis auf Geschlecht legitimiert, sondern als individuell verhandelbar verstanden, so erfordert dies eine verstärkte Reflexion der eigenen Situation und der persönlichen Präferenzen sowie eine intensive Kommunikation in der Partnerschaft. Die Loslösung der Familienorganisation von vorgegebenen vergeschlechtlichten Modellen eröffnet damit Spielraum, um weitere vergeschlechtlichte Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen.

In der Logik der jungen Erwachsenen hat Geschlecht in einem ganz grundlegenden Sinne seine Legitimation als soziales Ordnungsprinzip verloren: Gemäß dem Einzigartigkeitsdiskurs kann von niemandem gefordert werden, aufgrund seines Geschlechts einen bestimmten vorgegebenen Lebensweg zu verfolgen. Ist jeder Mensch in seinen Fähigkeiten, Interessen und Präferenzen individuell, können niemandem qua Geschlecht Aufgaben zugewiesen und Fähigkeiten zu- oder aberkannt werden. Ziel eines und einer jeden muss es sein, jenen eigenen Weg zu suchen, der zur eigenen Persönlichkeit passt. Die in den Interviews vielfach dokumentierte Aussage »für mich stimmt es so« berechtigt dabei stets zum Anderssein. Die Feststellung »das entspricht mir« rechtfertigt die Überschreitung von Geschlechtergrenzen. Darin steckt meines Erachtens ein großes Potenzial, um bestehende Geschlechternormen weiter aufzuweichen und damit auch unterschiedliche Lebensweisen und alternative Lebensentwürfe zu ermöglichen, wie es Andrea Maihofer einfordert.

4. Individualisierte Verantwortung

Das aufgezeigte Selbstkonzept der jungen Erwachsenen führt jedoch gleichzeitig dazu, dass auch inkorporierte und institutionalisierte Effekte fortbestehender Geschlechternormen individualisiert werden. Das heißt, die gesellschaftliche Genese und Verankerung der bestehenden – und auch in den Argumentationen zu antizipierten Familienmodellen sichtbar werdenden – Geschlechterverhältnisse werden vollständig ausgeblendet.

Geschlechterdifferenzen gelten in den Augen der jungen Erwachsenen nicht als Resultat

gesellschaftlich hervorgebrachter, vergeschlechtlichter Existenzweisen (Maihofer 1995: 108), sondern ausschließlich als Ergebnis individueller Präferenzen. Aus dieser Denkweise ergibt sich unmittelbar, dass die Konsequenzen des Andersseins – oder in anderen Worten: die Folgen der Abweichung von fortbestehenden Geschlechternormen – vollständig dem Individuum überantwortet werden.

Nimmt man die Arbeitsteilung in der Familie als Beispiel, so fühlen sich Paare zwar frei zu wählen, wie sie ihre Familien organisieren wollen. In der Logik der jungen Erwachsenen haben sie aber sämtliche Probleme, die ihre gewählten Arrangements mit sich bringen, selbst zu lösen. Weichen sie vom institutionell gut verankerten Ernährer-Hausfrau-Modell ab und ergeben sich aufgrund dessen Schwierigkeiten bei der Organisation der Kinderbetreuung, so sehen dies die jungen Erwachsenen als individuelles Problem. Die jeweiligen Einschränkungen und Schwierigkeiten gelten als Preis für das Familienmodell, das man aus freien Stücken gewählt hat. Auf die Nachfrage, ob sie Probleme bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf erwarten, meinten die jungen Erwachsenen beispielsweise: »Dann hast du aber mehr den Konflikt mit dir selber [...], ich denke, dann liegt das Problem in erster Linie bei dir«, und »nein, Konflikte zwischen den verschiedenen Bereichen sehe ich keine, weil ich mir sage, man macht sich das Leben immer so, wie man sich selbst bettet. Wenn man einfach mal einen Konflikt hat [...], dann muss man ihn auch selber wieder ausbaden.«

Schwierigkeiten, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit unter einen Hut zu bringen, stellen folglich kein gesellschaftliches Problem dar, das gemeinschaftlich bearbeitet werden muss, sondern sie werden als Folgen individueller Entscheidungen betrachtet, mit denen sich all jene zu arrangieren haben, die sich für entsprechende Familienmodelle entschieden haben.

Gemäß dieser Logik der jungen Erwachsenen hat der/die Einzelne sämtliche Konsequenzen des gewählten individuellen Lebenswegs oder des Andersseins alleine zu tragen. Darin besteht die grundlegende Differenz zu Maihofers Vision einer Anerkennung des Andersseins. Wie Maihofer (2001: 56) am Beispiel ihrer Schwerhörigkeit aufzeigt, reicht es nicht aus, wenn die Allgemeinheit Schwerhörige ihren eigenen Lebensweg gehen lässt. Erst wenn die Schwerhörigkeit als gemeinsam zu lösendes Problem akzeptiert wird und in der Kommunikation der gesamten Bevölkerung Berücksichtigung findet, ist jene Gleichberechtigung möglich, die Maihofer einfordert. Gemäß dem Einzigartigkeitsdiskurs in den Narrationen der jungen Erwachsenen ist es jedoch nicht die Verantwortung aller, die gleichberechtigte Anerkennung verschiedener Lebensweisen zu ermöglichen, sondern jene des Individuums, den Preis für den gewählten Lebensweg zu zahlen.

5. Neoliberale Gouvernamentalität: Konsequenzen für die Geschlechterverhältnisse

In Anlehnung an Foucault (1991) lese ich den beschriebenen Diskurs individueller Einzigartigkeit folglich nicht als Anerkennung von Differenz im Sinne Maihofers, sondern als Teil einer ›neoliberalen Gouvernamentalität‹, die ein charakteristisches Merkmal der Gegenwartsgesellschaft bildet (vgl. hierzu auch Schwiter 2011: 236-244). Der Begriff ›neoliberale Gouvernamentalität‹ beschreibt dabei eine hegemoniale Denkweise, welche die Autonomie und die Wahlfreiheit der Einzelnen betont und dabei gleichzeitig die kollektive Verantwortung für gesellschaftliche Probleme zurückweist (Lemke 2000: 32). Diese Logik zeigt sich in den Narrationen der jungen Erwachsenen sehr prominent: Das von ihnen eingeforderte Recht auf Verschiedenheit geht einher mit Ignoranz gegenüber der Berücksichtigung der Bedürfnisse anderer Menschen und dem Verzicht auf eine gemeinsame Problemlösung.

Dieser Denkweise zufolge werden auch im Laufe der Sozialisation inkorporierte und vielfältig in Institutionen eingebettete Geschlechternormen ausschließlich als Resultat geschlechtsunabhängiger, individueller Präferenzen verstanden, was es schwierig macht, sie auf gesellschaftlicher Ebene zu hinterfragen. Der Diskurs individueller Einzigartigkeit bewirkt folglich eine Immunisierung der Geschlechterverhältnisse und damit auch fortbestehender Geschlechterungleichheiten gegen Kritik. Mit anderen Worten, es findet eine Privatisierung der Geschlechterverhältnisse statt.

In dieser Hinsicht hat das beschriebene Selbstkonzept der jungen Erwachsenen für Frauen und Männer unterschiedliche Konsequenzen. Solange die bestehenden Geschlechterverhältnisse eine hierarchische Strukturierung aufweisen (vgl. Maihofer 1995: 99f.; 2001: 62), innerhalb derer ein erwerbsarbeitszentrierter Lebenslauf als gesellschaftliche Norm fungiert und jede Abweichung davon mit einer Abwertung verbunden ist, trägt auch das individualisierte Selbstkonzept der jungen Erwachsenen zur Reproduktion der bestehenden Geschlechterungleichheiten bei. Denn selbst wenn die Befragten ihre Lebensentwürfe mit individuellen Eigenschaften, Bedürfnissen und Präferenzen legitimieren, können Frauen und Männer dies nicht aus derselben gesellschaftlichen Position heraus tun. Die eigenständige Gestaltung ihres Lebensweges findet immer in Auseinandersetzung mit fortbestehenden Geschlechternormen als Referenzfolien statt, die unterschiedliche Anforderungen an Frauen und Männer stellen. Durch die individualisierte Logik werden die daraus resultierenden Ungleichheiten jedoch nicht als Produkt von vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Machtverhältnissen gesehen, sondern lediglich als Konsequenzen individueller Präferenzen.

Diese Individualisierung von Geschlecht entspricht damit genau *nicht* Maihofers Utopie einer Gesellschaft, die das Anderssein als gleichberechtigt anerkennt und auch ermöglicht. Um jene Anerkennung von Differenz zu erreichen, die Maihofer einfordert, braucht es Strategien, welche es erlauben, die privatisierenden und individualisierenden Effekte des Einzigartigkeitsdiskurses und der neoliberalen Gouvernamentalität sichtbar zu machen und zu hinterfragen. Nur so können vergeschlechtlichte Ungleichheiten wieder als kollektive Probleme wahrgenommen und angegangen werden. Zu Recht haben meiner Ansicht nach Andrea Maihofer und weitere Exponent_innen der Geschlechterforschung darauf hingewiesen (vgl. z.B. Pühl 2003: 123; 2008: 124), dass darin eine der gegenwärtig wichtigsten und größten Herausforderungen für die Geschlechterforschung liegt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1969). *Minima Moralia*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Born, Claudia; Krüger, Helga & Lorenz-Meyer, Dagmar (1996). *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin: Sigma.
- Foucault, Michel (1991). Governmentality. In Graham Burchell, Colin Gordon & Peter Miller (Hrsg.), *The Foucault Effect. Studies in Governmentality* (S. 87-104). Chicago: Chicago University Press.
- Hall, Stuart (2001). Foucault: Power, Knowledge and Discourse. In Margaret Wetherell; Stephanie Taylor & Simeon J. Yates (Hrsg.), *Discourse Theory and Practice: A Reader* (S. 72-81). London: Sage.
- Keddi, Barbara (2003). *Projekt Liebe: Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- König, Tomke (2012). *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Lemke, Thomas (2000). Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 7-40). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maihofer, Andrea (1995). *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt am Main: Helmer.
- Maihofer, Andrea (2001). Geschlechterdifferenz – eine obsoletere Kategorie? In Herbert Uerlings; Karl Hölz & Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hrsg.), *Das Subjekt und die Anderen*.

Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (S. 55-72). Berlin: Erich Schmidt. [Wiederabdruck in diesem Band].

Pühl, Katharina (2003). Der Bericht der Hartz-Kommission und ›die Unternehmerin ihrer selbst‹. Geschlechterverhältnisse, Gouvernamentalität und Neoliberalismus. In Marianne Pieper & Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.), *Gouvernamentalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept im Anschluss an Foucault* (S. 111-135). Frankfurt am Main: Campus.

Pühl, Katharina (2008). Zur Ent-Sicherung von Geschlechterverhältnissen, Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik. Gouvernamentalität der Entgarantierung und Prekarisierung. In Patricia Purtschert, Katrin Meyer & Yves Winter (Hrsg.), *Gouvernamentalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault* (S. 103-126). Bielefeld: Transkript.

Schwiter, Karin (2009). »Ich würde gerne den Hausmann spielen ...« Gute und schlechte Väter in den Erzählungen junger Erwachsener. In Paula-Irene Villa & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen* (S. 213-225). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schwiter, Karin (2011). *Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualisierung und Geschlechternormen*. Frankfurt am Main: Campus.

Schwiter, Karin (im Erscheinen). Aversions to the Commodification of Care: How Young Swiss Adults Plan to Organise their Future Families. *Social and Cultural Geography*.

Scott, Joan W. (1997). *Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man*. Harvard: Harvard University Press.

Anmerkungen

- 1 Für eine detailliertere Analyse zur Thematisierung des Hausmannes vgl. Schwiter 2009 und Schwiter 2011: 172-180.
- 2 Näher zu den antizipierten Arbeitsteilungsmodellen vgl. Schwiter 2011: 145-200 und Schwiter im Erscheinen; zu familialer Arbeitsteilung und Geschlecht vgl. auch König 2012.
- 3 Vgl. hierzu Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996, die anhand einer Analyse der Erzählungen von Frauen des Jahrgangs 1930 aufzeigen, wie sich diese Bezugnahme auf Geschlecht im Laufe der letzten Jahrzehnte veränderte.
- 4 Zum historischen Hintergrund des Diskurses der individuellen Einzigartigkeit in der Geschichte des Feminismus vgl. Scott 1997.